

**DON
WINSLOW**

suhrkamp

**PACIFIC
PARADISE**

Kriminalroman

1. Keine Brandung
2. Wenig Brandung
3. Zu viel los am Break
4. Auf der anderen Seite der Interstate 5 wohnen
5. Ausflüge auf die andere Seite der Interstate 5 machen
6. Ausschlag vom Neoprenanzug
7. Überschwemmte Abwasserkanäle
8. Boardträger auf BMW-Autodächern
9. Touristen auf geliehenen Boards
10. Localism

Die Punkte neun und zehn waren umstritten.

Alle gaben zu, dass sie Touristen auf geliehenen Brettern mit gemischten Gefühlen betrachteten, besonders die mit den Longboards aus Styropor. Einerseits gingen sie einem tierisch auf den Sender, mischten das Wasser auf, weil sie sich nicht auf den Brettern halten konnten, keine Ahnung und keine Surfermanieren hatten. Auf der anderen Seite sorgten sie für unendlich große Heiterkeit, Unterhaltung und Vollbeschäftigung, da es nun mal Hangs Job war, ihnen besagte Boards zu leihen, und Daves Beruf, sie aus dem Wasser zu ziehen, wenn sie wieder einmal versuchten, sich selbst zu ertränken.

Aber Punkt zehn, Localism, sorgte für die hitzigsten Diskussionen.

»Ich steh dazu«, sagte Tide. »Ich meine, wir finden's auch scheiße, wenn sich Fremde in die Dawn Patrol drängen.«

»Wir finden's scheiße«, stimmte Johnny zu, »aber wir verprügeln sie nicht. Wir bleiben freundlich, wie Brüder.«

»Der Ozean gehört niemandem«, beharrte Boone, »auch nicht Teile davon.«

Aber er musste einräumen, dass auch er in seinem Leben hatte mitansehen müssen, wie seine geliebten Surfbreaks mit zunehmender Beliebtheit des Sports immer heftiger belagert wurden und inzwischen zum Kulturkapital gehörten. Anscheinend wollte heutzutage jeder surfen und im Wasser wurde es eng. An den Wochenenden war es schon verdammt noch mal lächerlich und manchmal hatte Boone gute Lust, sich samstags und sonntags frei zu nehmen, weil sich so viele (vor allem schlechte) Surfer in die Fluten stürzten.

Aber das war egal; man musste es hinnehmen. Man kann Wasser nicht abstecken, so wie Land, das man gekauft hat. Das Tolle am Ozean ist, dass er nicht zum Verkauf steht, man kann ihn nicht erwerben, besitzen oder absperren – jedenfalls ist das nicht so einfach, obwohl es die Betreiber der neuen Luxushotels, die jetzt überall wie offene Geschwüre an den Stränden auftauchen, versuchen. Sie privatisieren die Strände und beschränken den Zugang. Der Ozean war Boones Ansicht nach das letzte Bollwerk der Demokratie. Jeder –

unabhängig von seiner ethnischen Zugehörigkeit, seiner Hautfarbe, Religion oder seinen finanziellen Möglichkeiten, beziehungsweise deren Nichtvorhandensein – konnte daran teilhaben.

Deshalb fand er Localism zwar irgendwie verständlich, aber absolut falsch.

Eine schlechte Sache.

Eine fiese, schlechte Sache, denn immer öfter hatten Boone, Dave, Tide und Johnny in den vergangenen Jahren Schlichter spielen und bei Auseinandersetzungen draußen auf dem Wasser eingreifen müssen. Was einst die seltene Ausnahme blieb, war jetzt an der Tagesordnung und sie mussten ständig verhindern, dass irgendwelche Einheimischen vermeintliche Eindringlinge vermöbelten.

Einmal auch direkt in Pacific Beach. Nicht bei der Dawn Patrol, sondern an einem Samstagnachmittag, als das Wasser voller Einheimischer und angereister Anfänger war. Am Line-up knisterte es, zu viele Surfer wollten auf dieselben Wellen und einer der Locals tickte aus. Ein Newcomer hatte ihn geschnitten, er musste ausweichen, rauschte ihm aber anschließend durchs Weißwasser hinterher. Schlimmer noch, seine Kumpels folgten.

Es wäre übel ausgegangen, eine schlimme Keilerei, aber Dave saß auf dem Rettungsturm und Johnny spielte im seichten Wasser mit seinen Kindern. Johnny war zuerst da und ging zwischen die aggressiven Locies und die blöden Anfänger und versuchte vernünftig mit ihnen zu sprechen. Die Einheimischen wollten nichts davon hören und es sah aus, als würde das Ganze eskalieren, als Dave eintraf und schließlich auch Boone und Tide und sie mit den vereinten Kräften der Dawn Patrol die Lage beruhigten.

Aber Boone und die anderen Sheriffs der Dawn Patrol konnten nicht an jedem Break sitzen und die hässliche Fratze des Localism zeigte sich an vielen Orten. Plötzlich sah man an Stoßstangen Aufkleber mit der Aufschrift: »Schutzgebiet«. Und die Besitzer dieser Fahrzeuge – nur allzu häufig im Meth- und Bierrausch – fühlten sich befugt, ihre hausgemachten Verordnungen durchzusetzen. Bestimmte Breaks an der kalifornischen Küste wurden damit praktisch zu Sperrzonen – und sogar in den Surfberichten wurde »Ausländern« geraten, sich von diesen Breaks fernzuhalten.

Es entstanden richtige Gangs, die im Ozean Gebietsansprüche anmeldeten.

Das war absurd, fand Boone. Dumm. Mit Surfen hatte das nichts zu tun. Ja, hatte es aber eben doch. Die Ozean-Community hatte einen Kratzer bekommen und mit der heilen Welt war's vorbei, auch wenn Boone das nicht gerne sah.

Aber er hätte nie damit gerechnet, so was im Sundowner zu erleben.

Der Sundowner ist old school. Dort trifft man die Jungs von der Dawn Patrol und die von der Gentlemen's Hour, Profisurfer, Leute von außerhalb auf Pilgerfahrt ins Surfmekka. Im Sundowner sind alle willkommen.

Vielleicht hätte Boone es kommen sehen müssen. Vorzeichen gab es genug, denn jetzt plötzlich sah man in den Fenstern der anderen Läden in Pacific Beach Schilder, auf denen stand: »Keine Kappen. Keine Gangabzeichen.«

»Gangabzeichen?!«

Verfluchte Gangabzeichen auf der Garnet Avenue?

Ja, und das war ein Problem. In den vergangenen Jahren waren immer mehr Gangs nach Pacific Beach gekommen. Gangs aus dem Barrio Logan und aus City Heights, aber auch einheimische Banden, Surfergangs – verfluchte Surfergangs –, die Clubs und ganze Straßenzüge als Partyzone für sich beanspruchten und gegen andere verteidigten. Immer mehr Bars setzten rund um die Uhr professionelle Türsteher und Sicherheitskräfte ein und auf den Straßen des lässigen, paradiesischen Pacific Beach wurde es nachts finster.

Nur im Sundowner konnte so was nicht passieren.

Bis es eben doch passierte.

11

Petra schiebt sich Boone gegenüber an den Tisch.

Er tut, als würde er die Speisekarte lesen, was albern ist, weil Boone hier seit zehn Jahren so gut wie jeden Morgen frühstückt. Nicht nur er weiß längst, was er will, auch die Kellnerin weiß es, weil er nämlich immer dasselbe bestellt.

Die Kellnerin ist nicht Sunny, aber eine große hübsche Blondine mit langen Beinen, die deshalb Not Sunny genannt wird, und Petra fragt sich, ob es in Kalifornien vielleicht doch eine geheime Brutfabrik gibt, in der diese Wesen hergestellt werden, denn es gibt anscheinend unendlich viele davon. Als die echte Sunny ihren Job im Sundowner an den Nagel hängte und als Profisurferin in die Welt zog, trat die neue große, blonde, langbeinige Nachfolgerin ihren Dienst in einer nahtlosen Abfolge von California Girls an.

Offenbar kennt niemand ihren richtigen Namen, es scheint ihr auch nichts auszumachen, dass sie Not Sunny genannt wird und zu einem Dasein in Sunnys sonnenlosem Schatten verurteilt ist. Tatsächlich ist Not Sunny eine eher farblose Ausgabe ihrer Namensvetterin, oberflächlich betrachtet hübsch, aber Sunnys Tiefgang, Intelligenz und Herzlichkeit gehen ihr ab.

Not Sunny starrt Boone an und sagt, »Machaca mit Eiern und Käse, Mais- und Weizentortillas, dazu schwarze Bohnen und Countrykartoffeln, Kaffee mit zwei Stück Zucker.«

Boone tut, als würde er die Speisekarte durchgehen und Alternativen suchen: »Nur Weizen.«

»Hm?«

»Nur Weizentortillas, keine mit Maismehl.«

Not Sunny braucht einen Augenblick, um diesen Umsturz ihrer Weltordnung zu verkraften, dann wendet sie sich an Petra und fragt: »Und für Sie?«

»Haben Sie Eistee?«

»Äh, ja.«

»Dann nehme ich einen Eistee, bitte«, sagt Petra. »Zitrone, kein Zucker.«

»Zitrrrrrooone ... kein Zucker«, wiederholt Not Sunny leise für sich, als sie loszieht, um die Bestellung abzugeben, was gar nicht nötig wäre, denn der Koch hatte alles schon auf den Grill geworfen, kaum dass er Boone durch die Tür kommen sah.

»Leg doch die Speisekarte weg«, sagt Petra zu Boone.

Boone legt die Speisekarte weg und sieht sie an. Es ist kein freundlicher Blick.

»Warum bist du so wütend?«, fragt sie.

»Kelly Kuhio war einer der besten Menschen, die ich je gekannt habe«, erwidert Boone. »Und das Stück Scheiße von deinem Klienten hat ihn auf dem Gewissen.«

»Das hat er«, sagt Petra. »Aber ich bin keinesfalls davon überzeugt, dass er sich eines kaltblütigen Mordes schuldig gemacht hat.«

Boone zuckt mit den Schultern. Für ihn ist das ein klarer Fall – wenn die Staatsanwältin Corey in die Todeszelle schickt, dann Herzlichen Glückwunsch. Mary Lou Baker ist eine hartgesottene Veteranin, die nicht viele Fälle verliert und diesen hier ist sie wild entschlossen zu gewinnen.

Zum Teufel, ja, das ist sie wirklich, denn die Leute sind außer sich. Der Mord war zwei Wochen lang jeden Tag in den Schlagzeilen. Die Zeitungen berichten nach wie vor über jede neue Entwicklung in dem Fall. Und die Moderatoren der Radiotalkshows machen ihn immer wieder zum Thema, sie fordern die Höchststrafe.

San Diego will Blasingame hängen sehen.

»Ich sag dir mal, was ich glaube«, sagt Petra. »Ich glaube, dass sich in dieser Stadt ein kollektiver Lynchmob gebildet hat, der Corey Blasingame ans Leder will, weil er dem Tourismus schadet, der für die Wirtschaft hier so wichtig ist. San Diego will, dass Familien in Pacific Beach Urlaub machen und Geld ausgeben, was sie wahrscheinlich nicht tun würden, wenn die Gegend in dem Ruf stünde, dass hier Gewalt auf den Straßen herrscht. Also will man ein Exempel an ihm statuieren.«

»Ach, ja?«, fragt Boone. »Hast du noch mehr durchgeknallte Theorien?«

»Wenn du mich so fragst, ich denke«, sagt Petra, »dass du nur deshalb so wütend bist, weil diese blöde Tragödie dein Bild von der Surferszene als moralisch unbescholtenem Paralleluniversum zerstört hat, das nichts mit dieser unvollkommenen Welt zu tun hat, in der Menschen einander ohne jeden ersichtlichen Grund Schreckliches antun. Der arme bescheuerte Corey Blasingame hat sein brutales Graffiti quer über dein gefälliges kleines Utopia gesprüht und damit kommst du nicht klar.«

»Macht es Ihnen was aus, wenn ich sitzen bleibe, Doc?«, fragt Boone. »Oder soll ich mich in Ermangelung eines Sofas auf den Boden legen?«

»Mach, was du willst.«

»Das werde ich«, sagt Boone. Er verrenkt den Kopf nach Not Sunny und ruft ihr zu: »Pack's zum Mitnehmen ein, bitte, ja?«

Petra sagt: »Feigling.«

Boone steht auf, kramt in der Hosentasche seiner Jeans und zieht zwei zerknüllte Dollarscheine heraus, die er als Trinkgeld auf den Tisch wirft. Chuck Halloran, der Besitzer, lässt Boone keine Rechnungen bezahlen.

»Nein, ich mein's ernst«, sagt Petra. »Du drückst dich nicht nur davor, dich zur Abwechslung mal ausführlich mit dir selbst auseinanderzusetzen, du hast auch Angst, dass dein Ansehen bei deinen surfenden Kumpels sinkt und sie dich aus ihrer Bruderschaft ausschließen, wenn du diesen Fall übernimmst. Das hätte ich nicht von dir gedacht, aber du lässt mir keine andere Wahl.«

»Wenn ich's mir recht überlege«, sagt Boone zu Not Sunny, »nimm die Bestellung